

Würzburgs „Neue Welt“

Refugium und Dichterwerkstatt für Max Dauthendey

Für viele Literatur- und Kunstfreunde des Frankenlandes ist Würzburgs **Neue Welt** ein „Genius loci“, eine Stätte schöpferischer Kraft, deren geistiges Klima geprägt ist von zahlreichen kreativen Menschen, die einst dort lebten oder befristete Aufenthalte genießen durften: Maler, Schriftsteller, Wissenschaftler. Der Schriftsteller **Max Dauthendey** nahm unter ihnen den ersten Platz ein.

Über seine Kindheitstage auf diesem weit vor der Stadt gelegenen Gutshof berichtete er selbst sehr ausführlich:

Mein Vater hatte draußen vor der Stadt im Jahre 1867, um die Zeit da ich geboren wurde, auf dem Nikolausberge, oben am Leutfresserweg, der eine alte Römerstraße ist, einen im Bau begriffenen Gutshof entdeckt. Da draußen am Berg befanden sich alte Kalkofen und neue Steinbrüche, und ein Steinbruchbesitzer dort baute sich in jenem Jahr an den Bergabhang ein Haus. Dort war damals noch keine Ansiedelung außer dem Kloster bei der Nikolauskapelle. Von jenem Gutshof hat man noch heute eine prachtvolle Aussicht über die Marienburg, über das Maintal und über die Türme der unten am Mainufer liegenden Stadt. Fernhin im Westen sind waldbedeckte Bergrücken, und bei den Spaziergängen, über die Steinbrüche fort, sieht man von der Höhe den Main eine große Krümmung nach Norden machen, hin zu den uralten Wäldern des Spessarts und zu den fern-erloschenen Vulkangebirgen der Rhön. –

Der Steinbruchbesitzer und seine Frau, die sich das Haus da draußen in der Einsamkeit am grünen Berghang in der Nähe ihrer Steinbrüche und Kalkofen bauten, waren tüchtige, herzliche Menschen; und als mein Vater dort für meine Mutter, die frischer Luft bedürftig war, ein Zimmer mieten wollte, stimmte man freundlichst zu und empfing meine Mutter alljährlich zur Sommerzeit da

oben; man pflegte sie, und die Frau des Hauses sorgte aufs rührendste für sie. Dort auf dem Berg ist meine Mutter an einem heißen Junitag im Jahre 1873 gestorben.

In jener Zeit, als meine Mutter dort wohnte, ging ich an meines Vaters Hand öfters des Sonntags zu ihr. Manches Mal durfte ich auch einige Tage dort un sie sein, und es waren meine glücklichsten Kinderstunden, wenn meine Mutter auf der Gartenterrasse mit mir spielte. Ihre leise Art, ihre sanften Handbewegungen, ihre schwache Stimme machten sie sehr feierlich für mich. Auch wenn sie mit mir herumsprang, erschien sie mir festlicher als die anderen Menschen, und nur wieder in der Nähe meines Vaters habe ich als Kind eine ähnliche Feierlichkeit empfunden. Nur war mein Vater mir ferner und unfasslicher, und die Notwendigkeit, die alles bestimmte, was er tat, entrückte ihn aus meinen Kinderaugen ins Überweltliche. –

Die Mutter fehlte ihm also sehr, dem verspielten, fantasievollen Träumer und „Muttersöhnchen“. Es ist nur natürlich, dass er von seinen vier Stiefschwestern mitleidsvoll und wohlmeinend gehätschelt und verwöhnt wurde, hauptsächlich von Elisabeth, der Jüngsten unter ihnen.

Geblieben waren dem kleinen Max die Besuche bei den Erbauern der Neuen Welt. Sein Vater und er waren auf dem Gutshof weiterhin willkommene Gäste bei den Eheleuten Wadenklee, Margaretha, eine gebildete, humorvolle, gütige Frau, wurde von Freunden und Gästen als die „Seele des Hauses“ geschätzt und respektiert. Dank ihres Wirkens hatte die Neue Welt von Beginn an Raum für viele Bedürftige. Angehörige und Besucher haben sie bezeichnenderweise nur das „Mutterle“ genannt. – Das Ökonomiegut am Leutfresserweg war ein gastfreundliches Haus von Anfang an. Besonders den Ange-

hörigen der Familie Dauthendey wurden die Türen gerne aufgetan. Und wir dürfen sicher sein, dass außer dem Mutterle auch Marie, die älteste Tochter des Hauses, damals neunzehn Jahre jung und mit Elisabeth Dauthendey eng befreundet, sich des sich verlassen fühlenden Knaben liebevoll annahm, wenn dieser mit seinem Vater zu Besuch auf den Berg kam. Und das war häufig der Fall, obwohl es an Spielgefährten für den kleinen Max lange mangelte. Erst ab 1876, Max war jetzt ein neunjähriger aufgeweckter Junge, belebten die beiden Schwestern Margaretha und Gertraud Rostosky das bis dahin kinderlose große Haus.

Bei so manchem Besuch zusammen mit seinem Vater im ‚Haus am Berg‘ war Max deren gern gesehener Spielgefährte. An EINFällen fehlte es ihm sicher nicht, um die Mädchen mit allerlei Spielen und erfundenen Geschichten zu unterhalten.

„Sag dem Onkel Max, dass ich ihm bald wieder eine Prinzessin male, sobald ich Zeit habe“, schrieb die 11-jährige Gertraud am 20. 1. 1887 aus Plauen an die Mutter, um sich bei Max in Erinnerung zu bringen.

Es waren aber nicht allein die „kleinen Russinnen“, wie der Volksmund die Schwestern Rostosky nannte, die Anlass gaben für Max Dauthendey, der Neuen Welt auch in seinen Jünglingsjahren immer wieder seine Aufwartungen zu machen.

Da waren auch seine Freunde Arnold Vilinger und Siegfried Löwenthal, beide waren Medizinstudenten mit Interesse an anregenden Gesprächen über Kunst, Musik, Literatur und Philosophie. Häufig besuchten sie die „Harmonie“ und nutzten die dort zahlreich aufliegenden Journale für die Einarbeitung in die Werke von Künstlern und Schriftstellern, um dann zuweilen auf langen Spaziergängen in der Stadt und ihrer Umgebung ihre Meinungen darüber zu diskutieren. In weltanschaulichen Fragen war besonders Noldy, der Philosoph, wortführend, bei betont künstlerischer lag die größere Kompetenz wohl mehr bei Sigi, dem Schweigsamen, und Max. Nicht selten führte sie bei anregenden Disputen ihr Weg auch in die Nähe der Neuen Welt oder man wählte sie als Treffpunkt.

Max fühlte sich, durch die bewährte Freundschaft mit dem Hause Wadenklee, während vieler Jahre gefestigt, dort gewissermaßen zugehörig, wie eben auch sein Vater.

Im April des Schicksalsjahres 1891, bezog Max Dauthendey in einer persönlichen Krisensituation das Dachzimmer auf der Neuen Welt. Nach seinen unglücklichen Versuchen, dem Wunsch des Vaters nachzukommen und das fotografische Atelier fortzuführen, flüchtete er enttäuscht, seelisch krank und körperlich erschöpft in das ihm allzu vertraute Haus. Sein Vater hatte ihn bereits in eine Nervenheilanstalt einweisen lassen, aber seine beiden Freunde besorgten ihm die Unterbringung auf der Neuen Welt. In seiner späteren Autobiographie „Der Geist meines Vaters“ erinnerte sich Max jener „gequälten Zeit“, in der er sich zunehmend vom Vater entfremdete und allein zwischen Dichtung und Malerei nach der künftigen Lebensaufgabe suchte. –

Während der Wochen seiner Erholung auf der Neuen Welt hatte Max Dauthendey den Entschluss gefasst, ein Dichter zu werden. Nicht der Malerei, sondern ganz der Schriftstellerei wollte er fortan Zeit und Aufmerksamkeit widmen. Im Dezember 1891 – noch vor dem Heiligen Abend – verließ er Würzburg in Richtung Berlin. Im Gepäck befanden sich die ersten Kapitel seines Romanerstlings „Josa Gerth“. – Die Neue Welt spielt nebst der Titelheldin darin als „Pfauenhof“ gleichsam die Hauptrolle.

Um sich dem Druck des Vaters endgültig zu entziehen und ein eigenständiges, selbstbestimmtes Künstlerleben zu beginnen, hat sich Max Dauthendey endlich zu diesem radikalen Schritt aus der Geborgenheit im Vaterhaus, aus seiner vertrauten Würzburger Heimat und dem Kreis wohlgesonnener Menschen auf der Neuen Welt entschlossen. Unter den Zurückgebliebenen sollte die jetzt fast fünfzehnjährige, ihm geistesverwandte und im Keim schon erkennbare künftige Künstlerin Gertraud Rostosky gar bald vor ähnlichen Entfaltungsproblemen stehen. Zwischen der neun Jahre jüngeren Gertraud und dem empfindsamen Max Dauthendey gab es außer dieser Parallele und neben dem Gefühl der Zugehörigkeit zur Neuen Welt aber noch andere

Gemeinsamkeiten. Beider Eltern hatten für längere Zeit in Rußland gelebt. Beide verlor früh einen Elternteil – seine Mutter verstarb 1873 auf der Neuen Welt, ihr Vater völlig überraschend nur wenige Tage nach ihrer Geburt in Riga. Beide fühlten sich als Außenseiter und wagten den Bruch mit der als provinziell und spießig empfundenen bürgerlichen Gesellschaft Würzburgs, indem sie sich den von der Familie vorgeschriebenen konventionellen Lebensformen verweigerten.

Im Juli 1892 bestand Gertraud ihr Abitur erfolgreich. Eine künstlerische Laufbahn, aber natürlich ohne konkrete Vorstellungen, hatte sie vor Augen, wohl wissend, dass die Pläne ihrer Mutter, die Vorbereitung auf ein Leben als Hausfrau und Mutter, mit den ihrigen sich in keiner Weise deckten. Einerseits durfte sie mit Zustimmung der Mutter und ihrer Großeltern ihre Fremdsprachenkenntnisse erweitern, Zeichen- und Klavierstunden nehmen, gleichzeitig aber auch sollte sie sich an die Übernahme von Arbeiten im Haus und auf dem Gutshof, an weibliche Pflichten im familiären Umfeld gewöhnen. Die Zugeständnisse für die Pflege ihrer künstlerischen Begabung verdankte Gertraud in erster Linie der Fürsprache ihrer um sieben Jahre älteren Freundin Gertrud Hennings, der Tochter musikalisch und künstlerisch aufgeschlossener Eltern aus Riga. Zweimal, im Herbst 1890 und im Sommer 1892, weilte Gertrud Hennings auf Einladung von Marie Rostosky, sie war in ihrer Rigaer Zeit mit dem Ehepaar Hennings befreundet, zu Besuch auf der Neuen Welt. Mit der ihr bald zur geliebten Freundin gewordenen Gertrud startete Gertraud im Mai 1894 ihre erste große Reise, deren Ziel war Riga, ihre Geburtsstadt. Und dort fasste sie den Entschluss, Lehrerin zu werden. Doch die Zustimmung der Mutter bekam sie nicht. Im September kehrte Gertraud nach Würzburg zurück. Auf der Neuen Welt erwartete die liebreizende Achtzehnjährige eine Riesenüberraschung. Zwei Heiratsanträge lagen für sie dort vor. Einer von Arnold Villinger und der andere von Max Dauthendey. Völlig unvorbereitet und stark irritiert war Gertraud außerstande, umgehend eindeutige Zeichen der Zuneigung und Hoffnung zu geben. Sie bat den Brautwerber Dauthendey aber um Geduld. Die

vermochte der heiratsbegierige junge Mann von 27 Jahren aber nicht aufzubringen. Schon wenige Monate später wurde er in Stockholm mit der rotblonden Annie Johanson bekannt, die er am 6. Mai 1896 auf der Kanalinsel Jersey ehelichte. Zur Beerdigung seines Vaters im September 1896 besuchte er zum ersten Mal mit seiner Frau Würzburg. Wie selbstverständlich bezog er mit Annie Quartier im wie immer gastfreundlichen Gutshof. Und so äußerte sich Gertraud zur ungewohnten Situation:

„Ich sah die beiden dann aus der Vogelperspektive durch die Öffnungen der Rosette unter dem Dachgiebel an der Terrassenecke stehen. Ihn neben dem Fliederbaum, der sich an der Ecke über die Terrassenmauer biegt; er hatte das Gesicht zum Haus gekehrt, so dass ich es gut sehen konnte und sie, sehr viel größer und schwarz gekleidet, in Trauer um den Vater Dauthendey, sah ich im Profil. Sie hatte einen großen schwarzen Hut auf und war verschleiert. Aber unter dem Schleier schimmerte es goldig und rötlich und die Augen dazu konnte ich mir matt denken, wie Opale. Ich erlebte das Überraschende: die Frau gefiel mir und es stimmte mich plötzlich heiter, dass Max nun glücklich und frei im Leben stand.“

Kein Groll, kein Unmut und auch kein Neid auf die Rivalin spricht aus Gertraud und so nimmt es nicht wunder, dass sich durch Max Dauthendeys Heirat nichts änderte an seiner Verbundenheit mit der Neuen Welt und ihren Bewohnern. Die freundschaftlichen Beziehungen der Familien Wadenklee/Rostosky und der Mitglieder des Hauses Dauthendey waren damals schon Tradition und konnten so leicht nicht erschüttert werden. Freilich: Getrennte Wege mussten sie in Zukunft gehen, die Malerin und der Dichter. Dass sie sich trotzdem immer wieder begegneten und fanden, ist wohl auch auf die geheimnisvolle Anziehungskraft zurückzuführen, die die Neue Welt auf die empfindsame Künstlerseele beider ausübte. Vordergründig gesehen scheint für Max Dauthendey materielle Not den Ausschlag für seine häufigen ‚Gastrollen‘ auf dem Gutshof am Leutfresserweg gegeben zu haben. Aber seine Beteuerungen, seine Anhäng-

lichkeit, sein Zugehörigkeitsgefühl beweisen, dass die Neue Welt ihm nicht nur Zufluchtsstätte war, dass sie ihm mehr bedeutete. Sie ward dem Künstler im Verlaufe seines Lebens ein Ort mit geistigem Wurzelgefühl. Sie wurde ihm zur eigentlichen Heimat von Kindheit an. Noch keine zwei Jahre waren seit dem ersten gemeinsamen Besuch des Ehepaares Dauthendey vergangen, als der Dichter und seine Frau beschlossen, in Würzburg, am Nikolausberg, im Gut „Zur Neuen Welt“ sesshaft zu werden. Max Dauthendey wollte endlich Geld durch lyrische Dichtung verdienen, um mit seiner Annie ein zufriedenes, festlich bestimmtes Leben zu führen. Ihre Erwartungen waren sicher groß. In seinen „Wanderjahren“ (1913) beschreibt Max diese Zeit eines Neubeginns:

Es war im Mai 1898, als ich dann nach langen Irrfahrten in der mir angeborenen Heimat gelandet bin. Zwei Jahre waren wir, meine Frau und ich, von Hotel zu Hotel und von Land zu Land gezogen und hatten es noch nie zusammen erlebt, auf altem Erinnerungsboden zu wohnen, in eigener Küche ein nach persönlichem Geschmack hergerichtetes Mahl auf dem Feuer zu haben, am häuslich gedeckten Tisch zu essen und vor den Türen Wege zu gehen, die nicht ins Unbekannte, ins Unklare führten.

Hier kannte ich die Ziele eines jeden Feldwegs und jeder Landstraße. Ich konnte meiner Frau unterwegs berichten, was uns erwartete, wenn wir vom Haus am Berg aus nach Osten, nach Westen, nach Norden oder Süden gingen. –

Wenn die Giebel Fenster des Gutshauses in den Morgenstunden blitzten, wenn die Fliederbäume, die altgekrümmten an der Terrassenmauer blühten oder abblühten, wenn das Finkenpärchen, das in der großen Kastanie nistete, sein Nest bauend, ab und zu flog, wenn die Pfauenhühner oben am Berg, unter einem Busch versteckt, wochenlang brüteten und der Pfau einsam auf der Terrassenmauer stolzerte und schrie, da er Regen erwartete; wenn Türen im Hause zuschlugen, Ketten der Pferde und der Kühe in den Ställen rasselten, wenn nur ein Strohalm, der vom Einfahren der letzten Ernte vom Vorjahr draußen am Weg

an den wilden Rosenbüschen hängen geblieben war, dem Vorübergehenden zuwinkte, – dann war alles das nicht ein zwischen Himmel und Erde geborener vorüberflatternder flüchtiger Augenblick.

Sondern: das Licht und der Schatten, die Geräusche und die Ruhe, die Tagesfarben und die Dunkelheit der Nacht, die Gerüche, die Kälte und die Wärme kamen mir wie Rhythmen der Zufriedenheit meines Herzens vor und kamen mir künstlerisch zum Bewusstsein. Jeder Augenblick brachte die Anfänge von Gedichten, Liedern und Geschichten mit.

Der kurzen friedlichen Sesshaftigkeit folgten gar bald wieder bewegte Zeiten. Schon im Herbst des Jahres 1898 verabschiedete sich Annie von ihrem Ehemann und enteilte, wie später noch manches Mal, nach Norden ins heimatliche Schweden. Max aber versuchte bis zum Frühjahr 1899 sein Heil als Dichter wieder in den Großstädten Berlin und Paris. Annie besuchte er sowohl im Sommer wie im Herbst dieses Jahres in Schweden. Sich selbst gönnte er einen Kurzaufenthalt in Würzburg.

Die Zeit vom Oktober 1899 bis April 1900 verbrachte er in München. Sodann erinnerte er sich wieder einmal der stets aufnahmewilligen Neuen Welt und genoss deren Gastfreundschaft einen schönen Sommer lang vom Mai bis September. Im Winter 1903 erlaubte sich der ruhelose Dichter ein aufregendes Intermezzo mit der Jugendfreundin und Malerin Gertraud Rostosky in Paris. Zwar wurde das hieraus resultierende Zerwürfnis zwischen ihm und Annie noch im Sommer dieses Jahres beigelegt, doch gab es auf unabsehbare Zeit noch immer keine finanzielle Basis für ein ständiges Beisammensein des Ehepaares Dauthendey. Und so lebten Max und Annie ab Oktober 1903 wieder getrennt. Er in Paris und sie abwechselnd bei ihren Angehörigen in der schwedischen Heimat und in verschiedenen deutschen Großstädten. –

Die Jahre 1903 bis 1905 in Paris waren für Max Dauthendey Jahre des Alleingelassen-seins, Zeiten größter materieller Not und ohne Zukunftshoffnung, nur selten gemildert durch Hilfen von außen, von Annie und auch von seiner ihm stets wohlgesonnenen Freundin

Gertraud. Selbst deren Mutter Marie konnte nicht umhin, ihm Wohlwollen zu signalisieren, sodass Max ihr umgehend und dankbaren Herzens antwortete:

Liebe Marie, Du glaubst gar nicht, wie sehr mich Dein Brief und der Würzburger Bocksbeutel erquickt haben. Ich dank' Dir herzlich für beides. Ich dank' schön für Deine liebe Einladung und schrieb sehr gern auf der Neuen Welt ein richtiges Stück mit Würzburger gediegenem Humor. Ich komm', so wie Du geschrieben hast, unverhofft, und freu' mich, der lieben Neuen Welt um den Hals zu fallen, das kannst Du mir glauben. Vier Jahre hab' ich die Würzburger Glöckli nicht mehr gehört – aber, dass die Würzburger Mädli von der ganzen Welt die kreuzbravsten Leut sind, das ist mir in der Welt recht bewusst geworden. Amen.

Auch Annie eilte herbei, diesmal aus Schweden, wo sie zur Beerdigung ihres Vaters weilte, um mit Max einen erneuten Versuch der Zweisamkeit auf der Neuen Welt zu starten. Es war im März des Jahres 1905. Etwas Geld von der Mutter für ein paar Wochen ohne Nahrungssorgen hatte sie sicher auch im Handgepäck. Wohnen tat man ja sehr günstig auf dem „Berg“, wie Max sein Würzburger Refugium häufig auch nannte. Groß war die Wiedersehensfreude. Aber die zahlreichen und ausführlich geführten Gespräche zwischen Max und Marie über die in München weilende Gertraud störten Annie sehr, und sie zeigte ihr diesbezügliches Unbehagen auch recht deutlich.

Von langer Dauer war die Idylle, der gefundene ländliche Friede des Ehepaares Dauthendey und die Freude über das ersehnte Ende des Pariser „Hundelebens“ des Dichters allem Anschein nach nicht. Ein Geldsegen war über die beiden noch nicht gekommen. Auch in dem schützenden Geviert des Gutshofs am Leutfresserweg waren Veränderungen eingetreten. Das Gründerhepaar Johann Adam und Margaretha Wadenklee waren gestorben. Der Hausvater bereits 1897 und das „Mutterle“ 1903. Wer besorgte nun die Geschäfte, organisierte und leitete die Arbeit auf den Feldern, in den Ställen, den Steinbrüchen und an den Kalköfen? Hat die neue Hausherrin, Marie

Rostosky, für die Erfüllung dieser Notwendigkeiten die erforderliche Erfahrung, die geeigneten Helfer, war sie den vielfältigen Aufgaben gewachsen? Und musste unter dieser Bürde nicht eventuell auch die gewohnte Zuwendung und Großzügigkeit gegenüber den Pensionsgästen leiden? Denkbar ist das schon. Und konkrete Gründe muss es doch gegeben haben für das an Gertraud gerichtete Klagegedicht aus dieser Zeit:

– Ich will 10000 Mark von der schwedischen Mama, die trotz allem, was ich von ihr gefordert hab, nie anders als gerecht war; ich will, dass sie mir 10000 Mark auf einmal schickt. Dann kann ich mich vielleicht weiter rühren und mir irgendwo ein paar Zimmer möblieren, dass ich wieder eigenen Tisch und Stuhl und Ruh zum Denken und Arbeiten hab. Wie ich jetzt leb, ist das eine Schinderei.

Das Anmieten einer Wohnung und das Möblieren derselben konnte nicht sehr ernst gemeint gewesen sein. Denn gar bald denkt der Dichter auch schon wieder an die Erfüllung einer anderen Sehnsucht. Schon einmal erschloss eine Erbschaft die Geldquelle für eine weite, lange Reise. Sieben Jahre war das nun schon wieder her, dass er zusammen mit Annie des eigenen Vaters Hinterlassenschaft für seine utopischen Mexikopläne in den Sand setzte. Ähnliches sollte sich bestimmt nicht wiederholen! Aber Annie hatte doch schon so oft geholfen, warum nicht noch ein weiteres Mal? Sie sollte es wenigstens versuchen, bei der Frau Schwiegermama etwas Geld locker zu machen, 10000 Mark fürs erste wären nicht schlecht. – Und die Schwiegermutter ließ sich erweichen. Wer hilft nicht gern der braven Tochter, auch dann, wenn hauptsächlich der angeheiratete bedürftige Schriftsteller davon profitiert. Er ist ja schließlich kein schlechter Mensch, lediglich ein armer Poet.

Auf sieben Meeren und in vielen Ländern der Erde verbrachte der Dichter sieben lange Monate, Monate ohne Annie, unter Leuten auf dem Schiff, die sich alles leisten konnten, ohne nach den Kosten fragen zu müssen, zumeist reiche Engländer. Auf der langen Reiseroute „Von London to London“ sandte der Passagier Max Dauthendey viele Briefe, gefüllt mit Reiseeindrücken, Erlebnischilder-

rungen und Treuebekundungen an die zurückgebliebene Gattin. – Die Welt ist weit und groß und unerschöpflich in ihrer Erscheinungsvielfalt. Er wollte alles sehen, den Erdball umrunden, kein Land und keinen Ausflug, keine Besichtigung und schon gar nicht die Begegnung mit fremden Menschen auslassen. Das kostete und kostete und zum Schluss, es war in Englands Hauptstadt, fehlte ihm wieder einmal der Fahrpreis, diesmal von London nach Würzburg. –

Die Taschen waren leer – das Dichterherz quoll über. Wie sehr, das musste sich erst noch in den folgenden Jahren erweisen. – Zuverlässige Auskunft hierüber erteilte uns die Malerin Gertraud Rostosky mit einem Bericht über Max Dauthendey's Jahre in Würzburg nach der Rückkehr von seiner ersten Weltreise. Wir gewinnen daraus zugleich die Erkenntnis, dass trotz neuer, eigener Wohnung am Mainufer mit unvergleichlich schönem Blick auf Käppele und Festung für Max Dauthendey die Neue Welt die von ihm auserkorene Dichterwerkstatt blieb. Hierzu äußerte sich Gertraud Rostosky mit ehrlichem Herzen:

Hineingezogen in Dauthendey's Leben – durch Freundschaft unserer Elternhäuser von Kindheit an mit ihm verbunden –, sollte auch ich am Schicksal des Dichters teilnehmen.

In der stärksten Schaffenszeit von 1907–1910, in der als Hauptwerk die Reisedichtung „Die geflügelte Erde“, gleichzeitig die schönen asiatischen Novellen, das erfolgreiche Drama „Die Spielereien einer Kaiserin“, vier Gedichtbände entstanden, war es mein Elternhaus (die Neue Welt, d. Verf.) in dem er immer Heimatrecht genoss, das ihm die Ruhe und Geborgenheit geboten hat zu solch außerordentlicher Leistung. Es war mir gelungen, dem Dichter einen Jünger zu gewinnen, der ihn durch Begeisterung für seine Kunst ermutigte und der in der Lage war, ihn jahrelang finanziell zu unterstützen.

Die Terrassenecke auf der Neuen Welt mit dem großartigen Blick über die Stadt und die Marienburg, schon als Malatelier beliebt, wurde Werkstatt des Dichters.

Der Schreibtisch stand bereit, und der junge L., seiner vornehmen Erscheinung wegen

„der Graf von D.“ genannt, stand von früh morgens an bereit. Diktate in Empfang zu nehmen. Dauthendey in weißem Tropenanzug, auf und ab gehend, feurig diktierend, wirkte so ermutigend, dass wir alle nur darauf bedacht waren, die Dichtung zu fördern und alle Störung zu verhindern. Dabei handelte es sich hauptsächlich darum, ihn vor Gläubigern (die ihn mit Forderungen von der Reise her verfolgten) zu schützen. Die Stimmung war allgemein so zuversichtlich, dass es uns nicht schwer wurde, den Dichter abzu lenken, womöglich, die Situation durch Humor zu retten. –

Eine notwendige Erholung war dann und wann ein festliches Beisammensein auf der Terrasse. Dazu eigneten sich besonders hohe Feiertage und Geburtstagsfeiern. Der 25. Juli, Dauthendey's Geburtstag, gleichzeitig der Namenstag meiner Mutter, war der Höhepunkt dieser Ausnahmetage. Vom frühen Morgen an lebte dann das Haus in Sommerfeststimmung. Dauthendey konnte sich selbst nicht genug tun, dem Tag festlichen Glanz zu verleihen. Besonders reizend war es, wie er sich half, wenn es ihm an Geld fehlte, um der Hausfrau ein gediegenes Geschenk zu machen. So war er einmal schon früh um fünf Uhr aufgestanden; mit Besen, Rechen und Baumschere und Gießkanne bewaffnet sah man ihn vors Haus eilen, um der Terrasse zu Leibe zu gehen und sie, den Festplatz, in Hochglanz zu versetzen. Bald war kein welches Blättchen mehr zu sehen. Alles Grün blüzte und funkelt. Tische und Stühle waren in bester Ordnung aufgestellt. Als dann der Dichter meine Mutter am Arm hinausführte und ihr sein Geschenk erklärte, war seine Freude kindlich.

Wie sehr sich Max Dauthendey auf dem Gutshof zu Hause fühlen, als dazugehörig betrachten, ja sich gewissermaßen als Persona grata ansehen durfte, zeigt folgendes Erlebnis mit der Malerin. Von dieser selbst aufgezeichnet:

Ich denke an die Sommertage, wo Max Dauthendey frühmorgens im weißen Tropenanzug auf die Terrasse zum Kaffeetisch kam. – ... Er hat schon vor dem Aufstehen Gedanken notiert und an der Weltreise gefeilt und

setzte sich mit Block und Füllfederhalter gleich wieder an das Manuskript. Einmal hatte ich es versucht, die Terrasse auch für mich zu benützen und meine Staffelei unter den Kastanienbäumen aufgestellt, ich dachte, dass mich Dauthendey, der bei der Terrassenmauer saß und mir den Rücken zuehrte, gar nicht bemerkte. – Ich hatte mir auf den Frühstückstisch ein großes Stilleben aus Porzellan, dem Früchtekorb und Broten aufgebaut, die da noch standen und zu denen die dumpfen Farben des Gartenhauses, die grünen Stämme der Bäume – wie Säulen – den Hintergrund bildeten. Plötzlich sah ich ihn aufspringen und ins Haus eilen. Bald darauf, ich ahnte es schon, kam meine Mutter und sagte mir, dass ich Max störe, das Gefühl, dass ich auf der Terrasse male, irritiere ihn, – und sie meinte, ich könne mir doch leicht einen anderen Platz suchen. Aber ich hatte damals noch kein Verhältnis zur Landschaft. Die Helligkeit auf den Hügeln, das viele Grün, Grün in Grün, verstimmte mich beinah, ich hatte es noch nicht sehen gelernt. Ich entschloss mich, im Zimmer zu malen und malte in ein paar Tagen ein kleines Selbstbildnis, von dem Dauthendey sehr entzückt war. Ja, er war ganz nachdenklich und gerührt, als ich es ihm zeigte. ...

Max Dauthendey beendete sein dichterisches Schaffen nicht mit der „Geflügelten Erde“ und auch nicht mit den „Spielereien einer Kaiserin“. Es folgten in den Jahren 1911–1913 eine weitere Anzahl von Büchern. Die bekanntesten davon sind „Die acht Gesichter am Biwasee“, „Raubmenschen“, „Der Geist meines Vaters“ und „Gedankengut aus meinen Wanderjahren“. – Hat das von der schwedischen Schwiegermutter eingebrachte Startkapital für die Weltreise des Jahres 1906 also doch noch die erwarteten Zinsen in Form von klingender Münze erbracht? Leider nein! Am Fleiß des Dichters hat es gewiss nicht gefehlt. Er hat mit seinen Büchern auch Geld verdient – aber leider halt immer zu wenig, um ein sorgenloses Dasein führen zu können. Im Gegenteil: Die Not war groß und wurde zur unerträglichen Last, als zu den notwendigen Tagesausgaben noch die gewaltigen Geldmittel für einen Hausbau hinzukamen. In Würzburgs „Guggelesgraben“, damals noch

auf Högberger Gemarkung, am Rand des Guttenberger Waldes, steht dieses 1912 errichtete und im Sommer 1913 von Dauthendey und seiner Frau bereits wieder verlassene, schmucke kleine Haus. Dort steht es noch heute, umgeben von einem großen Gartenareal. Nur etwa vier Monate hat es der Bauherr selbst bewohnt. Dann floh er aus dem durch ungewöhnlich lang anhaltenden Regen aufgeweichten, nasskalten Waldrevier in wärmere Gefilde. Eine abenteuerliche Reise wollte er sich noch einmal gönnen. Java, über das er als Sechzehnjähriger schon viel gelesen hatte, in einem Buch, das er sich zu Weihnachten wünschte, Java galt es noch zu erleben und die angrenzenden indonesischen Inseln Neuguinea und Sumatra dazu! Sich seines abenteuerlichen Unternehmens bewusst, aber voller Hoffnung, ein halbes Jahr später wieder daheim zu sein, um im eigenen Haus erfolgreiche Bücher zu verfassen, ist Max Dauthendey ausgezogen. Am 24. April 1914 morgens 8.00 Uhr hat er sich in Berlin von seiner Frau Annie verabschiedet. – Wie wir wissen, für eine lange Zeit – für immer! – Am 29. August 1918 ist Max Dauthendey in Malang auf Java gestorben.

Von der Lebensfreundin Gertraud Rostosky verabschiedete er sich von seinem Berliner Aufenthalt aus mit zwei Briefen. Den vorletzten, vom 6. April, mit einer kurzen Schilderung der erwarteten Reiseerlebnisse und nicht ohne gewissen Galgenhumor:

... *Dieses ist der Reiseplan, den ich Dir noch genau hier beilege, weil ich hoffe, dass die Neue Welt mir manches Mal ein Echo in Gestalt eines schriftlichen Wortwechsels nachsenden wird.*

Soll ich einen Tiger, eine Klapperschlange, ein Krokodil oder Papageien und Affen mitbringen, das müsst Ihr rechtzeitig sagen, vielleicht wäre aber für den Leutfresser ein junger Menschenfresser mit gut sitzendem Gebiss das Passendste.

Wenn es mir aber ganz besonders gut unter den Kokosnüssen in Neu-Guinea gefällt, bleibe ich dann als „verschollen“ auf der schönsten Insel sitzen. Und Ihr müsst meine Totenfeier mit Lampions und Randersackerer recht gemütlich begehren.

Dass das Leben immer für Überraschungen gut ist, musste der Dichter in seinem mutig-abenteuerlichen Dasein nur allzu oft an sich selbst erfahren. Was für ein Segen für ihn, dass es da eine **Neue Welt** gegeben hat als ein verlässlicher Nothelfer in allen Anliegen eines bisweilen stürmisch verlaufenen Künstlerlebens!

Den liebgewonnenen Menschen des Gutshofes dankte er Weihnachten 1891 zum Ab-

schied von Würzburg mit diesem schönen Vers, eingetragen in das Gästebuch der Neuen Welt:

*Inmitten von Farben, schillernder Luft,
Flammender Sonne, rauschendem Duft,
Grüßet vom Berge, glückgeschwellt,
Ein lachendes Eden, eine herzreiche Welt.*

Auf Wiedersehen! Max Dauthendey

Bernd Biedermann

„... daß man auch in Franken wohlthätig zu seyn weiß“

Am 2. Weihnachtstag des Jahres 2004 erschütterte ein Seebeben den Indischen Ozean. In den folgenden Stunden überspülten gigantische Flutwellen zahlreiche Küsten in Asien und Afrika, und zerstörten das Leben oder die Existenzgrundlagen von Hunderttausenden. Sobald die Verwüstungen und das Leid durch die Berichterstattung weltweit bekannt wurden, liefen auf allen Kontinenten bisher beispiellose Rettungsaktionen an. Wer nicht direkt vor Ort eingreifen konnte fand eine Möglichkeit, mit Hilfe von Geld- oder Sachspenden einen ganz persönlichen Beitrag zur Linderung der Folgen dieser Katastrophe zu leisten. Die spontane Hilfe fragt nicht nach Herkunft und Nationalität, nicht nach Religion und Politik. Man hilft. Man handelt. Man lindert die größte Not. Vielleicht erleben wir hier „den Beginn einer neuen Weltinnenpolitik“, schreibt die Presse.

Eine mit menschlichem Leid verbundene Katastrophe – wengleich von geringerem Ausmaß – hat im ausgehenden 18. Jahrhundert in Franken erstmals eine Art regionales Wir-Gefühl entstehen lassen. Ein Gespür für Solidarität, die ihre Hilfe nicht auf die nächste Umgebung beschränkt, sondern sich mitverantwortlich fühlt für ein Geschehen, von dem man direkt nicht berührt ist.

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Folgen des Seebebens von Lissabon

vom 1. November 1755 in ganz Europa Aufmerksamkeit gefunden. Man war bestürzt, sah aber freilich wenig Anlaß, sich zu sehr mit dem Schicksal der dortigen Bevölkerung zu identifizieren. Voltaire brachte es auf die Formel: „Lissabon stürzt in den Abgrund, und in Paris wird getanzt“.

Die Hungersnot von 1770–1772, von der weite Teile Mitteleuropas erfaßt wurden, führte in den fränkischen Staaten dazu, daß man Hilfe in erster Linie von „landesväterlicher Vorsorge“ erhoffte. Der katholische Fürstbischof im Hochstift Würzburg wie der protestantische Markgraf von Ansbach, die Ratsherren der Freien Reichsstädte wie auch die Reichsritter in ihren Herrschaften waren vor allem bestrebt, das Los ihrer jeweiligen Untertanen zu lindern. So gründeten beispielsweise die Grafen von Castell 1774 eine „Landes-Credit-Casse“ – die heutige Castell-Bank –, um ihre eigenen Untertanen wenigstens vor eventuellem Wucher allzu gieriger Gläubiger zu schützen. Es dauerte noch einige Jahrzehnte, bis in Franken ein grundlegender Wandel in der Einstellung der Menschen zu verzeichnen war.

Die französische Revolution von 1789 erschütterte die staatliche Ordnung Europas bis in ihre Grundfesten. Waren die revolutionären Ereignisse zunächst auf Frankreich beschränkt, so ging die Französische Republik